

## Freiheit von der Rolle\*

### 1.

Der Begriff der Rolle hat sich in den modernen Sozial- und Verhaltenswissenschaften als überaus fruchtbar erwiesen. Weite Bereiche des menschlichen Daseins sind mit seiner Hilfe durchsichtig geworden. Wie der Mensch in seinem Leben jeweils eine bestimmte Rolle spielt, als Vater oder Sohn, als Arzt oder Patient, als Lehrer, Beamter, Kaufmann, Kellner usw., ergeben sich dabei bestimmte typische Verhaltensweisen, die diesen Rollen spezifisch zugeordnet sind. Als Lehrer, als Patient, als Untergebener eines strengen Vorgesetzten usw.: überall wird der Mensch durch die Rolle in eine bestimmte Haltung hineingepreßt, die nicht nur sein äußeres Gehabe, sondern auch seine innere Einstellung bestimmt. Der Mensch wird in seinem ganzen Wesen durch seine Rolle geprägt.

Im gesellschaftlichen Zusammenleben wirkt sich das rollenspezifische Verhalten als ein bedeutender stabilisierender Faktor aus. Es macht das menschliche Verhalten übersehbar und berechenbar. Alan weiß, was man von einem solchen Menschen zu halten hat, und kann sich dementsprechend verhalten. Wer dagegen bei jeder Gelegenheit „aus der Rolle fallen“ kann, der ist unberechenbar; er ist eine Störung im geregelten Zusammenleben, denn man weiß nie, worauf man bei ihm gefaßt sein muß. Es ist schwer, sich mit ihm einzulassen.

Auch für die Pädagogik sind vom Rollenbegriff wichtige Impulse ausgegangen. Der Mensch muß, um sich in der Gesellschaft zu behaupten, lernen, seine verschiedenen Rollen zu beherrschen. Vieles entwickelt sich von selbst und gehört insofern in den Umkreis der funktionalen Erziehung. Viele Spiele, wie sie spontan aus dem kindlichen Leben hervorgehen, sind Rollenspiele und haben für die Entwicklung des Kindes die große Bedeutung, daß in ihnen das richtige Rollenverhalten spielerisch eingeübt wird. Das sind Möglichkeiten, die auch die bewußte Erziehung ergreifen und ausnutzen muß. [374/375]

Das alles ist bekannt<sup>1</sup>, und es ist an dieser Stelle nur darum kurz daran erinnert worden, weil sich zugleich gewisse Gefahren ergeben, wenn das menschliche Leben zu sehr unter dem Gesichtspunkt der auszufüllenden Rollen gesehen wird. Auf diese Gefahren soll hier aufmerksam gemacht werden.

Es ergibt sich die Frage, ob der Mensch wirklich immer und überall eine Rolle spielt, so daß man von ihm sagen kann, er „ist“ nichts anderes als die Gesamtheit seiner Rollen. Diese Möglichkeit hat Luigi Pirandello in seinen Dramen schon lange vor der Ausbildung der modernen Rollentheorie bis in die letzten Konsequenzen hinein durchgeführt. Der Mensch „ist“ in ihnen nichts anderes als das, wofür er von den andern genommen wird. So heißt es, um nur eines unter zahlreichen Beispielen anzuführen, in „So ist es — wie Sie meinen“ am Ende des Stücks ausdrücklich: „Ich bin die, für die man mich hält“.<sup>2</sup> Die dramatischen Konflikte erge-

---

\* Erschienen in: Vernünftiges Denken, hrsg. von J. Mittelstraß u. M. Riedel, Berlin 1978, 374-386. Die Seitenumbrüche des Erstdrucks sind in den fortlaufenden Text eingefügt.

<sup>1</sup> Weil es im folgenden allein auf diese Gefahren ankommt, ist auf ein näheres Eingehen auf die Entwicklung und Differenzierung des Rollenbegriffs in seiner soziologischen und in seiner pädagogischen Perspektive verzichtet. Darum ist in dieser Richtung auch keine weitere Literatur angegeben. Zum Grundsätzlichen seien nur genannt: *Ralf Dabrendorf*, *Homo Sociologicus*. Ein Versuch zur Geschichte, Bedeutung und Kritik der Kategorie der sozialen Rolle. Köln und Opladen 1965, sowie *Ursula Coburn-Staeger*, *Der Rollenbegriff*. Ein Versuch der Vermittlung zwischen Gesellschaft und Individuum (Diss. Tübingen 1973). Heidelberg 1973. Dort auch reiche Literaturangaben.

<sup>2</sup> Luigi Pirandello. *So ist es — wie Sie meinen*. Deutsch von M. Veczi. Berlin 1925. S. 133.

ben sich daraus, daß ein und derselbe Mensch von verschiedenen Bezugspersonen in verschiedener Weise genommen wird und die verschiedenen Rollen sich widersprechen und nicht bruchlos zusammengehen. Die Frage nach einer hinter der Verschiedenheit der Rollen liegenden „Wahrheit“ erscheint als sinnlos<sup>3</sup>. So heißt es einmal: „In seinem Bewußtsein glaubt jeder ein ‚Eins‘ zu sein und dabei ist er doch ein ‚Vieles‘. Gemäß allen Seinsmöglichkeiten, die in uns sind: bald eins mit diesem — bald mit jenem — immer verschieden!“<sup>4</sup> Oder, wie man dafür auch sagen kann: „Ich bin niemand“<sup>5</sup>, nämlich nichts, was unabhängig von diesen verschiedenen Rollen wäre.

Karl Löwith hat seinerzeit in seinem Buch „Der Mensch in der Rolle des Mitmenschen“<sup>6</sup> hieran angeknüpft. Aber letztlich handelt es sich bei Pirandello um bloße Modellkonstruktionen, die wohl gewisse Seiten der Wirklichkeit mit schlaglichtartiger Deutlichkeit erhellen, die [375/376] aber trotzdem das Bild der vollen Wirklichkeit verzerren, weil sie andre, nicht weniger wichtige Seiten verdecken. Denn der Mensch fühlt in sich durchaus die Möglichkeit, sich von seiner Rolle zu distanzieren, d. h. zwischen der Rolle, die er jeweils nur „spielt“, und dem, was er im eigentlichen Sinn „ist“, zu unterscheiden. Daraus ergibt sich die Frage, ob es sich in diesem „Gefühl“, wie es bei Pirandello dargestellt wird, um eine bloße Täuschung handelt, die darauf beruht, daß der Mensch mit der von ihm gespielten Rolle nicht zufrieden ist, oder ob nicht doch eine solche Unterscheidung berechtigt ist, und wenn ja, in welchem Maße das möglich ist, ja ob vielleicht — wenigstens unter gewissen Umständen — eine völlige Lösung von der Rollenbindung möglich ist und sogar gefordert werden kann.

Dazu ist es erforderlich, den zunächst etwas unverbindlich hingenommenen Begriff der Rolle etwas genauer zu bestimmen. In dieser Hinsicht mag zunächst eine vorläufige Abgrenzung nützlich sein. In der Soziologie ist der Rollenbegriff ein Mittel, menschliches Verhalten vom Außenaspekt her angemessen zu beschreiben und mit Hilfe der dabei erkannten Gesetzmäßigkeiten richtig vorauszusagen. Was tatsächlich „im“ Menschen geschieht und was dementsprechend nur im Innenaspekt erkennbar ist, beschäftigt sie nicht. Darum kann sie sich mit Recht dagegen wehren, dieses gedankliche Konstrukt zu „reinzieren“. Die Philosophische Anthropologie und insbesondere die Pädagogik kann sich dagegen auf einen solchen Verzicht nicht einlassen; denn hier kommt es darauf an, wie sich der Mensch zu seiner Rolle verhält und wie er sich im gegebenen Spielraum falsch oder richtig verhält. Die Erziehung zum richtigen Rollenverhalten wird damit zur wichtigen pädagogischen Aufgabe.

Dabei wird zugleich eine Unterscheidung wichtig, die in der Soziologie keinen Raum hat, die aber unter dem philosophisch-anthropologischen und pädagogischen Gesichtspunkt entscheidend wird, nämlich ob man unter Rolle nur die zu festen Formen ausgeprägten Verhaltensweisen der Menschen in bestimmten zwischenmenschlichen Beziehungen versteht (im Lehrer-Schüler-Verhältnis usw.), soweit sie sich im Zusammenleben für die Beteiligten ganz unbewußt ausbilden und wie sie dann am besten vom außenstehenden Beobachter analysiert werden können, oder aber das eigentliche Rollenspiel, das der Mensch mit — mehr oder weniger deutlichem — Bewußtsein vor dem andern entfaltet. Beide Begriffe haben ihre Berechtigung. Wir waren ja auch zu Beginn vom allgemeineren Rollenbegriff ausgegangen. Für den gegenwärtigen Zweck aber, d. h. für eine philosophisch-anthropologische Betrachtung [376/377] mit ihren sittlichen und erzieherischen Perspektiven, scheint es zweckmäßig, den Rollenbegriff im zweiten, engeren Sinn festzulegen. Nur in diesem Sinn soll im folgenden davon die Rede sein. Diese Festlegung ist darum auch, um Mißverständnisse zu vermeiden, im folgenden immer im Auge zu behalten.

<sup>3</sup> Luigi Pirandello, a. a. O. S. 31, 134.

<sup>4</sup> Luigi Pirandello. Sechs Personen suchen einen Autor. Übers. v. H. Feist. Berlin 1925. S. 68.

<sup>5</sup> Luigi Pirandello. So ist es, a. a. O. S. 133.

<sup>6</sup> Karl Löwith. Der Mensch in der Rolle des Mitmenschen. München 1928.

In dieser Hinsicht ist es wichtig, daran zu erinnern, daß der Begriff der Rolle ursprünglich vom Theater herkommt. Der Schauspieler spielt seine Rolle (und das ist ursprünglich die Schriftrolle, auf der sein Part verzeichnet ist, danach sein Part selber). Zwei Züge sind bei dieser Schauspielerrolle wesentlich. Einmal: Der Schauspieler „spielt“ eine Rolle, d. h. seine eigentümliche Verhaltensweise wird als ein „Spielen“ bezeichnet und dadurch von andern Verhaltensweisen wie dem Arbeiten unterschieden. Und sodann: Er spielt seine Rolle vor andern Menschen als seinen Zuschauern. Diese beiden Bestimmungen, das Spielen sowohl als auch der Bezug auf den Blick des andern Menschen bleiben notwendig mit dem Begriff der Rolle (in dem hier gewählten engeren Sinn) verbunden und bleiben auch dann bestimmend, wenn man den Begriff auf andre Bereiche überträgt. Sie dürfen nicht aus dem Auge gelassen werden, wenn der Begriff nicht seine Prägnanz verlieren soll.

## 2.

Wir betrachten zunächst den ersten Punkt: Das Rollenspiel setzt immer einen Zuschauer voraus, auf den es bezogen ist. Das bedeutet, daß der Rollenbegriff nicht anwendbar ist, wo der Mensch ohne Zuschauer mit sich allein ist. Robinson auf seiner einsamen Insel konnte keine Rolle spielen, selbst wenn er aus seinem früheren Leben gewisse Arbeitstechniken und Lebensgewohnheiten mitgenommen hatte. Dazu fehlte die notwendige Bezugsperson. Ähnliches gilt für den Wanderer in einsamer Landschaft oder für den Menschen in der Abgeschiedenheit seines Hauses. Zu einem solchen rollenfreien Verhalten ist nicht einmal die faktische Abwesenheit andrer Menschen erforderlich. Auch der Handwerker, der an seine Arbeit hingegeben ist, spielt keine Rolle. Er ist ganz „bei der Sache“, und zwar unabhängig davon, ob er mit seiner Arbeit allein ist oder mit andern zusammenarbeitet. Er achtet auch nicht auf den Blick der Mitarbeiter, sondern nur auf die Arbeit, an der sie gemeinsam beteiligt sind. Die gut funktionierende Zusammenarbeit bleibt sachlich und natürlich und erlaubt kein Rollenspiel. Auch wo der Handwerker etwa einen Lehrling anleitet, spielt er keine Rolle, sondern zeigt schlicht und einfach, wie „man es macht“. Auch dabei bleibt die [377/378] Aufmerksamkeit auf die auszuführende Arbeit gerichtet und nicht auf die Wirkung, die sie möglicherweise in den Augen des andern erzielt.

Etwas anderes wäre es erst, wenn etwa im Fernsehen ein geschickter Arbeiter bei seiner Arbeit vorgeführt werden soll. Aber dabei ändert sich sofort sein ganzes Verhalten: Er arbeitet nicht mehr, sondern er zeigt nur noch, wie es aussieht, wenn er arbeitet. Aber dazu ist eine ganz bestimmte Umwendung in der inneren Einstellung erforderlich: von der Sachlichkeit der Arbeit zur Selbstdarstellung im Rollenspiel. Beide Einstellungen sind aber miteinander unvereinbar. Sobald der Mensch eine Rolle spielt, hat er den Boden der sachlichen Arbeit verlassen. Das gilt allgemein: Die gemeinsame sachliche Arbeit bietet keinen Raum für Rolle und Rollenspiel. Diese Möglichkeiten ergeben sich erst dann, wenn die gute und sachliche Zusammenarbeit gestört ist und jetzt die spannungshaften zwischenmenschlichen Beziehungen mit ihrer Rivalität und ihrem Geltungsstreben ins Spiel kommen, wenn etwa der in der sachlichen Zusammenarbeit unsicher Gewordene sich ins rechte Licht zu setzen versucht. Selbst wo sich bei der Ausübung eines Berufs bestimmte Verhaltensgewohnheiten herausbilden, die vielleicht sogar für den Außenstehenden leichter erkennbar sind als für den Betreffenden selbst — etwa im belehrenden Ton des Lehrers oder in der Routine des geschäftigen Arztes — so ist auch das noch kein wirkliches Rollenspiel. Dieses ergibt sich vielmehr erst dort, wo das eigne Verhalten auf seine Wirkung auf den andern hin abgestimmt wird. Dabei ist unwesentlich, ob diese Rücksicht auf den Blick des andern bewußt oder unbewußt ist; auch unbewußt oder kaum bewußt formt sich das Verhalten nach den Erwartungen des andern, solange nicht die Sachlichkeit der Arbeit von allen diesen Rücksichten unabhängig macht.

Wenn wir also im Sinne von Hannah Arendt zwischen handwerklichem Herstellen (das im gegenwärtigen Zusammenhang mit dem Arbeiten zusammengefasst werden darf) und dem politischen Handeln in der Öffentlichkeit unterscheiden<sup>7</sup>, so ist das Rollenspiel der politischen Sphäre zugeordnet und tritt überall da in Erscheinung, wo ein — im weitesten Sinn gefaßtes — politisches Moment in den menschlichen Beziehungen wirksam wird.

Wenn sich also das Rollenspiel dort ausbildet, wo der Mensch in der Öffentlichkeit die Augen der andern auf sich gerichtet fühlt, so fällt die Rolle auch wieder von ihm ab, wo er in die „private“ Sphäre seines [378/379] Hauses und seiner Familie zurückkehrt. Denn wie aus dem Bisherigen schon hervorgeht, sind die Verhältnisse innerhalb der Familie, auch wenn sie gern zur Verdeutlichung des Rollenverhaltens herangezogen werden, keine Rollen im strengeren, hier zugrunde gelegten Sinn des Worts. Im normalen Zusammenleben der Familie ergibt sich das Verhalten des Vaters, der Mutter, des Kindes usw. ganz selbstverständlich und ohne ständige Rücksicht auf den zuschauenden Blick des andern. Die Mutter etwa „spielt“ in ihrem echten mütterlichen Verhalten, auch wenn sie die Aufgaben der Mutter aufs beste erfüllt, keine Mutterrolle. Erst wenn das normale Zusammenleben gestört wird und eine früher nicht gekannte Fremdheit zwischen den Familiengliedern aufbricht, entsteht das auf die Wirkung auf den andern berechnete Rollenverhalten. Als Beispiel sei nur an die Weise erinnert, wie der junge Sartre in den „Wörtern“<sup>8</sup> die auf die Erwartungen des Großvaters bezogene Rolle des literarischen Wunderkindes spielt. Aber das ist ein Grenzfall, wie er ähnlich wohl in jedem Kinderleben immer wieder vorkommt, den man aber nicht mit dem normalen Leben des Kindes im ganzen gleichsetzen kann.

In der privaten Sphäre des Hauses kann der Mensch von der Anspannung, die das Rollenspiel von ihm verlangt, wieder ausruhen, gewissermaßen innerlich abrüsten und ohne Rücksicht auf den beobachtenden Blick des andern wieder zu sich selbst kommen. Im Kreis der „Seinen“ braucht er, solange die Verhältnisse normal sind, keine Rolle zu spielen. Und am extremen Fall: wo der Mensch sich ganz auf sich selbst zurückzieht, wo er zur Ruhe gehen und friedlich einschlafen will, da muß er zuvor alle Rollen, die er zu spielen gehabt hat, aufgegeben haben. In den Schlaf kann er die Rollen nicht mit hineinnehmen. Und im Angesicht des Todes endlich fällt spätestens jede Rolle vom Menschen ab.

### 3.

Ehe wir diese Fragen weiter verfolgen, müssen wir zunächst die zweite Bestimmung näher ins Auge fassen, die wir in der Orientierung am Schauspiel hervorgehoben hatten. Der Mensch „spielt“ eine Rolle. Der Spielcharakter gehört untrennbar zur Rolle. Das Spiel aber steht im Gegensatz zum Ernst. Das bedeutet: der Mensch hat, indem er seine Rolle spielt, mehr oder weniger deutlich das Bewußtsein, daß er sie „nur“ spielt, daß er nicht ganz mit seiner Rolle gleichzusetzen ist, daß [379/380] er vielmehr irgendwie „mehr“ ist, als in seiner Rolle zum Ausdruck kommt. Er kann sich hinter seine Rolle zurücknehmen, sich wie hinter einer Maske hinter seiner Rolle verbergen. Und eben dieser Abstand gibt ihm die Möglichkeit, seine Rolle in letzter Vollendung auszuspielen. Ein gutes Beispiel ist bei Sartre der Kellner im Kaffeehaus: „Betrachten wir diesen Kaffeehauskellner. Er hat rasche und sichere Bewegungen, ein wenig allzu schnelle, er kommt ein wenig zu rasch auf die Gäste zu, er verbeugt sich mit ein wenig zu viel Beflissenheit ... Er spielt, Kaffeehauskellner zu sein . . . Das ist für ihn ebenso notwendig wie für jeden Kaufmann: ihre Stellung ist ganz Zeremonie, und das Publikum verlangt von ihnen, daß sie sie wie eine Zeremonie realisieren; es gibt den Tanz des Kolonialwa-

<sup>7</sup> Hannah Arendt. *Vita activa oder vom tätigen Leben*. Stuttgart 1960.

<sup>8</sup> Jean-Paul Sartre. *Die Wörter*. Aus dem Französischen v. H. Mayer. Reinbek 1965.

renhändlers, des Schneiders, des Auktionators, durch den sie ihre Kundschaft davon zu überzeugen sich bemühen, daß sie weiter nichts sind als ein Kolonialwarenhändler, ein Auktionator, ein Schneider“<sup>9</sup>. Die übertriebene Exaktheit, mit der der Kellner diensteifrig und beflissen jede Bewegung vollzieht, zeigt an, daß er in seiner Freude am Spiel zugleich weiß, daß er nur spielt, und er kann seine Rolle darum mit einer solchen Perfektion spielen, weil er sich mit seinem menschlichen Kern aus diesem Spiel heraushalten kann, sich selbst dabei gewissermaßen zuschaut und so eine innere Freiheit gegenüber seinem Rollenspiel gewinnt. Er bringt darin zum Ausdruck, daß ganz allgemein der Mensch mehr ist, als in seinen Rollen aufgeht.

Man spricht in diesem Sinn von einer Rollendistanz, die der Mensch zu seinem Spiel gewinnt und die im einzelnen Fall größer oder kleiner sein kann. Die Möglichkeit der Rollendistanz ist der Ausdruck eines Wesens, das sich in Freiheit zu sich selbst verhalten kann und das wir philosophisch mit dem Begriff der Existenz (im Sinn der Existenzphilosophie) bezeichnen.

Von hier aus ergibt sich ein vertieftes Verständnis der Rolle. Weil sie „bloße Rolle“ ist, die der Mensch wie einen Schirm vor sich aufspannt, hinter den er sich zurückziehen kann und mit dem er sich nicht zu identifizieren braucht, oder wie eine Maske, hinter der er sich verbirgt, öffnet sie ihm zugleich einen Raum der inneren Freiheit. Und auch der andre respektiert diesen Raum der inneren Freiheit, indem er ihn — [380/381] wenigstens im Regelfall — bei seiner Rolle nimmt und nicht nach dem Menschen fragt, der dahinter steht. Dies hat Plessner sehr scharf gesehen, wenn er schreibt: Der Rollenbegriff „ermöglicht das Reservat eines Individuum ineffabile, einer sozialen Unberührbarkeit, einer Zone der Privatheit, der Intimität, der persönlichen Freiheit. Insoweit gewährt der Rollenbegriff Achtung vor dem einzelnen als dem einzelnen und schirmt ihn gegen sein öffentliches Wesen ab.“ Damit wird der Begriff „zugleich zu einer moralischen Erinnerung an das persönliche Reservat des einzelnen, an seine Privatexistenz“<sup>10</sup>.

Aber auch in der betont wahrgenommenen Rollendistanz bleibt der Mensch doch an seine Rolle gebunden. Er erscheint immer noch als der Gefangene seiner Rolle. Er vermag sich zwar in seinem Rollenspiel zuzuschauen, aber nicht aus seiner Rolle auszubrechen. Man könnte zwar einwenden, daß die Rolle nichts Festes ist, keine schlechthin vorgegebene Form, die der Mensch im gesellschaftlichen Zusammenleben vorfindet und die er im Lernen „übernehmen“ muß, wie sie ist, sondern daß der Mensch seine Rolle nach den eignen Möglichkeiten und den veränderten Umständen fortbilden und sich anpassen kann. Das vermindert zwar bis zu einem gewissen Grade den Zwangscharakter der Rolle, aber ändert nichts an der grundsätzlichen Bezogenheit auf die Rolle.

Und noch ein anderer Aspekt: Weil der Mensch in seiner Rolle berechenbar ist, kann es auch wieder als Mittel der Machtausübung benutzt werden, wenn er sich nicht auf seine Rolle festlegt, sondern sie willkürlich wechselt. So betont es in sehr zugespitzter Form der Holofernes in Hebbels „Judith“: „Das ist die Kunst, sich nicht auslernen zu lassen, ewig ein Geheimnis zu bleiben! Das Wasser versteht diese Kunst nicht; man setzte dem Meer einen Damm und grub dem Fluß ein Bett . . . Aber ich versteh' sie ... Mein Heute paßt selten zum Gestern, ich mache den einen Tag nicht zum Affen des andern . . . Da verrechnen sie sich denn alle Augenblick' . . .“<sup>11</sup> Aber das ist nicht die Freiheit von der Rolle, um die es hier geht, sondern das bewußte Wechseln der Rolle ist selbst unter dem Aspekt der Rollenhaftigkeit gesehen, als Mittel, die

<sup>9</sup> Jean-Paul Sartre. Das Sein und das Nichts. Versuch einer phänomenologischen Ontologie. Übers. v. J. Streuer. Hamburg 1962. S.129. Die Interpretation dieses Verhaltens in dem Sinn, daß der Kellner im Spiel (wenn auch notwendigerweise vergeblich) ein Sein im Sinn des An-sich zu erlangen sucht, daß er „mit seiner Stellung (condition) spielt, um sie real zu setzen“ (S. 129) scheint mir abwegig. Aber die treffende Beschreibung seines Verhaltens wird dadurch nicht beeinträchtigt.

<sup>10</sup> Helmuth Plessner. Soziale Rolle und menschliche Natur. In: Diesseits der Utopie. Ausgewählte Beiträge zur Kulturosoziologie. Düsseldorf und Köln 1966. S. 26.

<sup>11</sup> Friedrich Hebbel. Judith. Werke, hg. v. F. Zinkernagel. 2. Bd. S. 16f.

ändern irrezuführen.

#### 4.

So ergibt sich mit neuer Schärfe die Frage, ob die bisherigen Überlegungen wirklich als endgültig anzusehen sind, d. h. ob der Mensch [381/382] zwar im sachlichen Bezug zu seiner Arbeit noch außerhalb der Rollenhaftigkeit steht, daß er sich aber im menschlichen Zusammenleben, insbesondere in der öffentlichen Sphäre, nur behaupten kann, indem er eine Rolle übernimmt, die er hier spielt. So formuliert, ist die Antwort schon nahegelegt, nämlich durch den Spielcharakter der Rolle, den wir zwar schon in der Orientierung am Schauspieler hervorgehoben, aber noch nicht genügend analysiert hatten. Das Spiel bleibt immer ein bloßes Spiel. Zum Spiel gehört eine gewisse Unverbindlichkeit, die Möglichkeit, sich auch wieder aus dem Spiel zurückzuziehen, es abubrechen, wenn es einem nicht mehr paßt. Das Spiel steht so im Gegensatz zum Ernst. Wo es im Leben ernst wird, da hört mit dem Spiel auch die Rollenhaftigkeit auf, da durchbricht der Mensch die Rollenbindung und den Schutz der Rolle. Da kann er sich nicht mehr hinter seine Rolle zurückziehen. Da ist er nur noch in aller Ungeschützttheit er selbst und muß die volle Verantwortung für sich übernehmen.

Ernst heißt seiner ursprünglichen Wortbedeutung nach bekanntlich so viel wie Kampf. Wo es im Kampf um Leben und Tod geht, da hat der Mensch keine Zeit mehr, auf die Wirkung zu achten, die er auf seine Zuschauer macht, und sich dementsprechend zu verhalten, da kann er keine Rolle mehr spielen, sondern muß ganz bei der Sache sein; er muß sich ganz einsetzen. Dadurch ist das Turnier als bloßes Kampfspiel vom wirklichen Kampf unterschieden. Dabei bedeutet der Ernstcharakter nicht, daß der Mensch in seiner Selbstbezogenheit immer nur um sein eignes Leben besorgt ist; er kann sich ebenso unbedingt auch für einen andern Menschen oder für eine ihm wichtige Sache einsetzen.

Entsprechend ist es auch bei der Liebe. Solange es sich um die bloße Werbung handelt, mag es auch dafür bestimmte Rollen und Möglichkeiten des Rollenspiels geben. Das bekannte Balzgebaren der Tiere hat, wie die Verhaltensforscher betonen, auch im menschlichen Verhalten seine Analogien. Das braucht hier nicht ausgeführt zu werden. Aber wo es im menschlichen Bezug wirklich ernst wird, da hört das Rollenspiel auf. Ein Heiratsschwindler mag noch bis zum letzten Augenblick seine Rolle fortspielen; er ist darin eben ein Schwindler. Wo der Mensch aber ernsthaft liebt, da spielt er keine Rolle mehr, da ist er unmittelbar „bei der Sache“, d. h. in diesem Fall beim geliebten Menschen. Und so gilt es allgemein: In jedem unmittelbaren menschlichen Bezug, überall da, wo ich den andern Menschen als ein echtes „Du“ erfahre, wo es mit ihm zur Begegnung im strengen existentiellen Sinn des Worts kommt<sup>12</sup>, da [382/383] fällt die Rolle vom Menschen ab, da ist er rückhaltlos und unmittelbar als er selbst da.

Ein schönes Beispiel ist Pirandellos „Die Wollust der Anständigkeit“<sup>13</sup>, in der im Unterschied zu manchen andern seiner Dramen auch die menschlichen Grenzen des Rollenspiels herausgestellt werden. Nachdem der „Held“ durch die ganze Komödie hindurch die ihm auferlegte Rolle konsequent durchgehalten hat, bricht zum Schluß die ganze Verlogenheit seiner bloß gespielten Rolle als Gatte und Vater zusammen, sobald ein elementares menschliches Gefühl gewaltsam durchbricht. Und die Bemerkung des „Helden“, daß er auf eine befreiende menschliche Geste „eine Sekunde lang gehofft“ habe, deutet an, daß die Möglichkeit eines Durchbruchs durch die Rollenhaftigkeit im Untergrund immer schon geschlummert hatte.

<sup>12</sup> Vgl. Otto Friedrich Bollnow. Die Begegnung. In: Existenzphilosophie und Pädagogik. Versuch über unstetige Formen der Erziehung. Stuttgart 1959. S. 89 ff.

<sup>13</sup> Luigi Pirandello. Die Wollust der Anständigkeit. Übertr. v. E. Hecht. Berlin 1925.

Wie in jeder Maske eine Verstellung, so ist in jeder Rolle zugleich schon immer eine Lüge enthalten. Der Mensch baut seine Rollen auf, um, wie es Pirandello schon im Titel eines seiner Dramen sagt, „die Nackten (zu) kleiden“<sup>14</sup>. Hier heißt es: „Das kommt, weil jeder, jeder schön dastehen will ... So ist es. Mein Gott, ja, uns ein anständiges Kleidchen anziehen, mehr nicht“<sup>14</sup>. Aber eben darin liegt schon die Lüge. Schon bei Jacobi heißt es einmal ganz ähnlich: „Mir kommt das vor, als verkleideten lebendige Personen sich in Puppen, um unter Marionetten . . . eine Rolle zu spielen“<sup>15</sup>, und er stellt dieser „durchaus schiefen, ganz verlogenen Existenz“<sup>16</sup> die Forderung einer neuen Ursprünglichkeit und Unmittelbarkeit des Lebens entgegen. Ganz ähnlich bricht auch bei Pirandello der Schrei nach einem wirklichen, echten Leben durch: „Reiß den Hampelmann aus dir los, den du selbst fabrizierst . . . und du wirst bemerken, daß er nichts gemeinsam hat mit demjenigen, der du bist oder der du wirklich sein kannst“<sup>17</sup>.

Die Rolle ist darum so verlockend, weil sie dem Menschen, wo er unsicher ist, einen Halt gibt. Sie schafft in ihrer Weise einen Raum der Geborgenheit. Der Mensch, der seine Rolle beherrscht, ist darin unangreifbar. Darum zieht sich der Mensch so leicht in seine Rolle zurück, [383/384] wo ihm die Begegnung mit dem andern Menschen unheimlich zu werden beginnt — als Lehrer vor einer fremden Schulklasse, von der er nicht weiß, was sie gleich wieder „anstellen“ wird, als Arzt vor einem unbekannten Patienten usw. Und in einem weiten Ausmaß, im Bereich der Alltagswirklichkeit, ist ein solches Rollenverhalten auch sinnvoll und ausreichend. Es bleibt neutral, alles Persönliche scheidet aus, aber im letzten bleibt ein solches Verhalten unmenschlich.

Die Rolle ist wie ein Gehäuse, in das sich der Mensch zurückzieht. Aber es gilt auch von diesem Gehäuse, was allgemein vom schützenden Haus gilt: Es ist notwendig, um leben zu können, aber der Mensch verkümmert und wird zum elenden Spießer, wenn er sich ganz in sein Haus verkriecht und nicht mehr herauswagt<sup>18</sup>. Darum kommt es entscheidend darauf an, daß der Mensch es lernt, dort, wo es ernst wird, seine Rollen zu durchbrechen und sich ungeschützt, auch auf die Gefahr hin, mißverstanden und mißbraucht zu werden, dem andern Menschen zu öffnen. Albert Schweitzer hat immer wieder betont, daß wahre Menschlichkeit es fordert, die konventionellen Vorstellungen der Höflichkeit — und das sind Rollenspiele — zu durchbrechen, um dem andern Menschen zu danken, zu helfen, ihm in einem teilnehmenden Wort menschlich nahe zu sein<sup>19</sup>. Menschliches Verhalten ist kein Rollenverhalten mehr, sondern Menschlichkeit setzt da ein, wo der unmittelbare Bezug zum Menschen als Menschen den Rollenbezug durchbricht.

## 5.

Aber dieses Selbstwerden im Durchbruch durch das Rollenverhalten darf nicht auf die seltenen („existentiellen“) Augenblicke beschränkt bleiben, wo der Mensch im Kampf oder in der Liebe oder sonstwie durch den Druck der Situation dazu geradezu gezwungen wird. Er muß versuchen, diese Haltung reiner Menschlichkeit auch in seinem übrigen Leben zu verwirklichen. Er muß auch hier versuchen, die Rollenhaftigkeit seines (im Sinne Heideggers) „uneig-

<sup>14</sup> Luigi Pirandello. *Die Nackten kleiden*. Deutsch v. F. von Mendelsohn. Berlin 1925. S. 171.

<sup>15</sup> Friedrich Heinrich Jacobi. *Werke*. Leipzig 1812—1825. 5. Bd. S. 45. Vgl. Otto Friedrich Bollnow. *Die Lebensphilosophie F. H. Jacobis*. Stuttgart 1933.

<sup>16</sup> Friedrich Heinrich Jacobi. *Werke*. A. a. O. 1. Bd. S. 189.

<sup>17</sup> Luigi Pirandello. *Jeder nach seiner Art*. Deutsch v. O. Zoff. Berlin 1925. S. 116.

<sup>18</sup> Vgl. Otto Friedrich Bollnow. *Mensch und Raum*. Stuttgart 1963. S. 136 ff.

<sup>19</sup> Albert Schweitzer. *Vor allem: Was sollen wir tun? 12 Predigten über ethische Probleme*. Hg. v. M. Strege und L. Stiehm. Heidelberg 1974.

gentlichen“ Daseins zu überwinden, um schlicht und einfach er selbst zu sein.

Auf der einen Seite sind die Rollen gewiß unentbehrlich. Sie erfüllen als Mittel der Lebensbehauptung und Lebenssicherung eine notwendige Funktion im menschlichen Leben. Sie sind „Entlastungen“ im Sinne Gehlens und haben die Aufgabe, weite Bereiche des menschlichen Lebens [384/385] zu mechanisieren; sie sind notwendig, weil der Mensch sich nicht in jedem Augenblick und an jeder Stelle in seiner vollen Menschlichkeit einsetzen kann. Aber auf der andern Seite kann der Mensch nur dann wirklich zu sich selbst kommen und zu einem erfüllten, glücklichen Leben gelangen, wenn er auf die Anspannung des Rollenspiels mit dem ständigen Willen, sich durchzusetzen und sich im Kampf ums Dasein zu behaupten, verzichtet und „gelassen“ — in dem tieferen Sinn, in dem die Mystiker schon dies Wort gebrauchten — in sich selbst ruht. Wilhelm Kamlah hat diese vollendete seelische Verfassung im Rahmen seiner „Philosophischen Anthropologie“<sup>20</sup> tief und überzeugend als die der Gelöstheit dargestellt. Hier, wo der Mensch sich von seiner Selbstbezogenheit und seinem kleinlichen Eigenwillen gelöst hat, hat er sich auch von seinen Rollen gelöst und kann sich jetzt frei und unbefangen bewegen, weil er die innere Sicherheit gefunden hat. Er hat die natürliche Menschlichkeit wiedergewonnen, die er in der Erfüllung seiner Rollen verloren hatte. Er kann ohne Hintergedanken wieder ganz sachlich sein.

Das bedeutet nicht, was Plessner als eine in der deutschen Geistesgeschichte angelegte Gefahr gesehen hatte, einen Rückzug aus der sozialen Verantwortung in die Sphäre reiner Innerlichkeit, die, „um sie unangreifbar zu machen, jeden Kontakt zur Realität, jede Möglichkeit gesellschaftlicher Verwirklichung“ verliert<sup>21</sup>, sondern bewährt sich im tätigen Leben selbst; nur hat dieses durch die Überwindung der in jedem Rollenspiel enthaltenen Selbstbezogenheit einen andern Charakter gewonnen. Erst jetzt wird der Mensch frei für eine selbstlose Hingabe sei es an eine öffentliche Aufgabe, sei es an einen andern Menschen. Der Unmensch der bloßen Rollenbeherrschung ist wieder sachlich und menschlich geworden. Er tut, was er tut, schlicht und selbstverständlich und ohne die ständige Rücksicht auf den Blick des andern.

Das hat Unamuno einmal sehr nachdrücklich betont: „Und vor allem“, sagt er, „suche dich zu heilen von einer furchtbaren Krankheit, die, je mehr du sie abschüttelst, immer wiederkehrt mit der Aufdringlichkeit einer Fliege. Suche Rettung und Heilung von deiner Neigung, dich darum zu sorgen, wie du den andern erscheinst (denn das tut der Mensch als Rollenspieler). Sorge dich nur darum, wie du Gott erscheinst, und darum, was Gott für eine Idee von dir hat“<sup>22</sup>. Im letzten [385/386] ist es zugleich das Wort des Angelus Silesius: „Mensch, werde wesentlich! Denn wenn die Welt vergeht, So fällt der Zufall (dahin gehört die bloß angenommene Rolle) weg, das Wesen, das besteht“<sup>23</sup>.

Diese Aufgabe, zur Natürlichkeit und Gelöstheit des Verhaltens zurückzufinden, scheint mir durch die Betonung des Rollencharakters und die Pflege der Rollenbeherrschung leicht verdeckt zu werden. Darum scheint es mir wichtig, auf die Grenzen und Gefahren einer einseitigen Orientierung am Rollenbegriff aufmerksam zu machen. Die Menschlichkeit des Menschen beginnt erst jenseits der Rolle.

<sup>20</sup> Wilhelm Kamlah. Philosophische Anthropologie. Sprachkritische Grundlegung und Ethik. Mannheim 1972.

<sup>21</sup> Helmuth Plessner. A. a. O. S. 35.

<sup>22</sup> Miguel de Unamuno. Das Leben. Don Quijotes und Sanchos. Übertr. v. O. Duek. München 1926. 1. Bd. S. 24.

<sup>23</sup> Angelus Silesius. Cherubinischer Wandersmann. Hg. v. W. E. Peukert. Wiesbaden 1948. S. 43.